

(Nachdruck verboten.)

45]

Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

„Ah!“ rief das Männchen aus, sprang vom Sessel auf und eilte zum breiten Wachsstockdivan, auf dem Foma lag. „Guten Tag, Kamerad! Selters? Das geht! Mit Cognac oder nur so?“

„Lieber mit Cognac . . .“ sagte Foma, drückte die trockene, heiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte, und blickte dem Männchen fest ins Gesicht.

„Zegorowna!“ schrie dieser zur Thür hinaus und fragte, indem er sich zu Foma wandte: „Erkennst Du mich nicht, Foma Ignatjitsch?“

„Ich erinnere mich, daß ich Dir irgendwo begegnet bin . . .“, sagte Foma.

„Diese Begegnung dauerte vier Jahre . . . es ist aber lange her! Ich bin Jeschow . . .“

„O Gott!“ rief Foma erstaunt aus und richtete sich auf dem Divan auf. „Du bist es?“

„Ja, Bruder, ich selbst glaube manchmal nicht daran, doch eine greifbare Tatsache ist etwas, wovon der Zweifel wie ein Gummiball vom Eisen zurückprallt.“

Jeschows Gesicht verzerrte sich komisch, und seine Hände begannen plötzlich die Brust zu befühlen.

„So etwas!“ sagte Foma gedehnt. „Bist Du aber gealtert! Wie alt bist Du denn?“

„Dreißig Jahre . . .“

„Man könnte glauben, daß es fünfzig wären . . . Du bist dürr und gelb. Dein Leben ist wohl nicht süß? Und Du trinkst auch . . .“

Foma that es leid, den lustigen, aufgeweckten Schulkameraden so abgelebt und in diesem Koch zu sehen, das wie von Brandwunden geschwollen aussah. Er blickte ihn an, blinzelte traurig und sah, daß Jeschows Gesicht immer zuckte und daß seine Augen gereizt flammten. Jeschow begann eine Flasche mit Selters zu entkorken, schwieg, während er damit beschäftigt war, presste die Flasche zwischen den Knien zusammen und strengte sich vergebens an, den Propfen herauszuziehen. Auch seine Kraftlosigkeit rührte Foma.

„Ja—a, das Leben hat Dich abgenagt. Und Du hast ja studiert. Auch die Wissenschaft scheint dem Menschen wenig zu helfen.“ sagte Gordjejew sinnend.

„Trink!“ sagte Jeschow, der vor Müdigkeit ganz blaß war und ihm das Glas reichte. Dann rieb er sich die Stirn, setzte sich zu Foma auf den Divan und sagte:

„Daß die Wissenschaft in Ruh! Die Wissenschaft ist ein göttliches Getränk . . . aber vorläufig ist es noch nicht ausgegärt und für den Gebrauch nicht reif, wie der Braumwein, der vom Fusel noch nicht gereinigt ist, die Wissenschaft ist noch nicht reif, glücklich zu machen . . . und die Menschen, die davon kosten, bekommen nur Kopfweh, wie wir beide. Warum trinkst Du denn so unvorsichtig?“

„Ich? . . . Was soll ich sonst thun?“ fragte Foma lächelnd.

Jeschow blickte Foma mit forschenden Augen an und sagte:

„Wenn ich Deine Frage mit dem, was Du gestern abend geschwätzt hast, in Verbindung bringe, fühle ich mit meiner leidenden Seele, daß Du, Freund, Dich auch nicht vor allzu großer Freude amüßierst.“

„Ach,“ seufzte Foma schwer und erhob sich vom Divan. „Was führe ich für ein Leben? Es ist etwas ganz Simuloses . . . Ich lebe allein . . . verstehe nichts . . . und will doch etwas . . . ich möchte am liebsten alles ansputzen und irgendwohin versinken! Könnte ich stehen . . . Mir ist so bange!“

„Das ist interessant,“ sagte Jeschow, rieb sich die Hände und drehte sich nach allen Seiten hin. „Das ist interessant, wenn es wahr und tief ist, denn es beweist, daß der heilige Geist der Unzufriedenheit mit dem Leben schon in die Schlafzimmer der Kaufleute gedrungen ist, in die Totenkammern der Seelen, die in den fetten Schtschi, in Seen von Thee und andren Flüssigkeiten ertrunken sind. Erzähle mir alles

der Reihe nach. Dann werde ich einen Roman schreiben, Bruder.“

„Man hat mir gesagt, daß Du auch so schon etwas über mich geschrieben hast?“ fragte Foma neugierig und blickte den alten Kameraden nochmals aufmerksam an, ohne zu begreifen, was er, der so armelig aussah, schreiben konnte.

„Ja, ich habe über Dich geschrieben! Hast Du's gelesen?“

„Nein, ich habe keine Gelegenheit gehabt.“

„Was hat man Dir denn gesagt?“

„Daß Du mich tüchtig beschimpft hast.“

„Um! Und interessiert es Dich nicht, es selbst zu lesen?“ fragte Jeschow, indem er Foma unablässig beobachtete.

„Ich werde es lesen,“ sagte Foma ermutigend, da es ihm schien, daß Jeschow durch ein solches Verhalten seinen Schreiberien gegenüber verlezt sei. „Es ist auch wirklich interessant, wenn Du über mich geschrieben hast,“ fügte er hinzu und lächelte den Kameraden gutmütig an.

Doch als er das sagte, empfand er gar kein Interesse und sprach nur aus Mitleid mit Jeschow so. Er war jetzt von etwas anderm in Anspruch genommen: er wollte wissen, was für ein Mensch Jeschow war, und warum er so abgesehen aussah.

Diese Begegnung rief in ihm ein stilles, gutes Gefühl hervor, das sich an die Kindheits Erinnerungen knüpfte; diese Erinnerungen stimmerten jetzt durch sein Gedächtnis, wie kleine, bescheidene Lichter, die ihm aus der Ferne der Vergessenheit scheu leuchteten.

Jeschow trat zum Tisch, auf dem schon der kochende Samowar stand, schenkte schweigend zwei Gläser voll Thee ein, der dunkel wie Leer war, und sagte zu Foma:

„Trink Thee und erzähl mir von Dir.“

„Ich habe nichts zu erzählen . . . ich habe nichts vom Leben gesehen . . . mein Leben ist leer! Erzähle mir lieber von Dir. Du wirst jedenfalls mehr wissen als ich.“

Jeschow wurde nachdenklich, hörte aber dabei nicht auf, den ganzen Körper und den Kopf hin und her zu wenden. Beim Denken blieb nur sein Gesicht unbeweglich, alle Runzeln darauf sammelten sich um seine Augen und umringten sie wie mit Strahlen, so daß die Augen tiefer zu liegen schienen.

„Ja, Bruder, ich habe mancherlei gesehen und weiß vieles,“ begann er und schüttelte den Kopf. „Ich weiß vielleicht mehr, als ich wissen sollte, und mehr wissen als notwendig ist, schadet dem Menschen ebenso sehr, wie das Nichtwissen dessen, was notwendig ist. Soll ich Dir erzählen, wie ich gelebt habe? Das kann ich, das heißt, ich will es versuchen. Ich habe nie jemand von mir erzählt . . . denn ich habe niemand Interesse eingefloßt. Es ist zu kränkend, auf der Welt zu leben, wenn man in den Menschen kein Interesse hervorrufft!“

„Ich sehe schon an Deinem Gesicht und an allem, daß es Dir nicht gut gegangen ist,“ sagte Foma, und der Umstand, daß, wie es sich zeigte, auch das Leben des Kameraden nicht allzu rosig war, rief in ihm ein angenehmes Gefühl hervor.

Jeschow trank seinen Thee auf einen Zug aus, stellte das Glas auf die Untertasse, stemmte seine Füße gegen den Rand des Sessels, umfasse die Knie mit den Händen und stützte sein Kinn darauf. In dieser Pose, in der er klein und biegsam wie Gummi erschien, begann er:

„Der Student Satschkow, mein früherer Lehrer, der jetzt Doktor der Medizin und dabei ein Kartenspieler und ein gemeiner Kerl ist, pflegte zu sagen, wenn ich meine Aufgaben gut wußte: „Kolja ist ein Hauptkerl! Du bist ein begabter Knabe. Wir Proletarier müssen auf den Hintertreppen des Lebens lernen, und wir lernen, um alle andern zu überholen. Rußland braucht kluge, ehrliche Menschen; bestrebe Dich, so zu werden, dann wirst Du der Herr über Dein Schicksal und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein. Auf uns Proletariern ruhen jetzt die besten Hoffnungen des Landes, wir sind dazu berufen, Licht und Wahrheit hineinzutragen . . .“ und so weiter. Ich glaubte diesem Rindvieh. Und seit der Zeit sind etwa zwanzig Jahre vergangen — wir Proletarier sind groß geworden;

Haben uns aber keine Klugheit angeeignet und haben kein Licht ins Leben gebracht. Rußland leidet wie bisher an seiner chronischen Krankheit, dem Ueberfluß an Schuften, und wir Proletarier vermehren mit Vergnügen deren dicke Scharen. Ich wiederhole, mein Lehrer ist ein Speichellecker, ein charakterloses und stummes Geschöpf, dem der Bürgermeister zu befehlen hat . . . und ich bin ein Bajazzo, der der Gesellschaft dient. Ich werde hier in der Stadt vom Ruhm verfolgt, mein Lieber. Wenn ich über die Straße gehe, höre ich, wie ein Droschkentuischer dem andren sagt: „Da geht Jeschow! Er versteht es von Grund aus, die Menschen anzubellen, — daß ihn der Kuckuck hol!“ Ja—a! Auch das muß man erreichen können.“

Jeschows Gesicht verzerrte sich zu einer heißenden Grimasse, und er lachte lautlos, nur mit den Lippen. Seine Worte waren Zoma unverständlich, und er bemerkte aufs Geratewohl, nur um etwas zu sagen:

„Du bist also nicht dorthin geraten, wohin Du gezielt hast?“

„Ja, ich glaubte, ich würde mehr in die Höhe schießen. Es wäre auch so. Ich sage, ich wäre in die Höhe gekommen!“

Er sprang vom Sessel auf und begann im Zimmer herumzurennen, indem er schnell und quietschend ausrief:

„Man braucht Niesenkräfte, um sich im Leben ganz zu erhalten und darin ein freier Mensch zu sein! Ich habe welche gehabt, ich habe Elasticität und Geschicklichkeit gehabt . . . das alles habe ich aufgezehrt, um etwas zu lernen, was ich jetzt gar nicht verwenden kann; ich habe mich ganz aufgebraucht, um etwas in mir zu erhalten. O, zum Teufel! Ich selbst und viele andre mit mir . . . wir alle haben uns ausgeplündert, um für das Leben etwas aufzusparen. Denke Dir, um aus mir einen wertvollen Menschen zu machen, habe ich meine Person auf jede mögliche Weise entwertet. Um lernen zu können und nicht vor Hunger zu sterben, habe ich im Laufe von sechs Jahren Reichen das Lesen und Schreiben beigebracht, und habe von seiten der diversen Papas und Mamas, die mich rücksichtslos erniedrigten, eine ungeheure Menge von Niederträchtigkeiten zu ertragen gehabt. Wenn ich genug verdient hatte, um Brot und Thee zu kaufen, hatte ich keine Zeit mehr, so viel zu verdienen, um mir Stiefel anschaffen zu können, und mußte mich an Wohlthätigkeitsvereine mit der Bitte wenden, mir in anbetraucht meiner Armut ein Almosen zu geben . . . Wenn die Wohlthäter nur nachrechnen könnten, wie viel Geist sie im Menschen töten, indem sie das Leben seines Körpers unterhalten! Wenn sie wüßten, daß in edem Kubel, den sie für Brot geben, für neunundneunzig Kopfen Gift für die Seele enthalten ist! Wenn sie doch vor Ueberfluß an Güte und Stolz, den sie aus ihrer geheiligten Thätigkeit schöpfen, plagen würden! Es giebt auf der Erde keinen Menschen, der widerlicher und abstoßender wäre, als derjenige, der Almosen giebt, wie es auch niemand giebt, der unglücklicher wäre, als derjenige, der es annimmt!“

Jeschow wankte gleich einem Trunkenen, der vom Wahnsinn umfungen ist, durch das Zimmer, und das Papier raschelte unter seinen Füßen, wurde in Stücke gerissen und flog in Fetzen auf. Er knirschte mit den Zähnen und bewegte den Kopf hin und her, seine Arme hingen wie die geknickten Flügel eines Vogels herab, und er schien in einem Kessel voll siedenden Wassers zu kochen. Zoma blickte ihn mit einem seltsamen, zwiespältigen Gefühl an: Jeschow that ihm leid, und es war ihm angenehm zu sehen, wie er sich quälte.

„Nicht nur mir geht es schlecht, sondern auch ihm,“ dachte Zoma, während Jeschow sprach. Zu Jeschows Kehle klorrte etwas wie zerstückenes Glas, und sie quietschte wie eine ungeschmierte Thürangel.

„Von der Güte der Menschen vergiftet, bin ich durch die verhängnisvolle Fähigkeit aller Armen, die Carriere machen, zu Grunde gegangen, — durch die Fähigkeit, in Erwartung an etwas Großem mit Geringem vorlieb zu nehmen. O, weißt Du, durch den Mangel an Selbstschätzung gehen mehr Menschen zu Grunde als durch die Schwindsucht und deshalb sind Menschen, die vielleicht die Führer der Massen sein könnten, als Polizeikommissare angestellt!“

„Daß die Polizeikommissare in Ruh!“ sagte Zoma. „Erzähle mir von Dir.“

„Von mir? Da bin ich!“ rief Jeschow aus, indem er in der Mitte des Zimmers stehen blieb und sich mit den Händen an die Brust schlug. „Ich habe schon alles vollbracht, was ich konnte . . . ich habe die Stufe eines Belustigers

des Publikums erreicht, sonst kann ich nichts! Wenn man weiß, was man thun muß, es aber nicht kann, und für seine Sache keine Kraft hat, dann erleidet man unsägliche Qualen!“

„Warte einmal!“ sagte Zoma mit plötzlichem Interesse. „Sage, was muß man denn thun, um ruhig zu leben, das heißt, um mit sich zufrieden zu sein?“

„Man muß unruhig leben, und selbst die Möglichkeit, mit sich zufrieden zu sein, wie eine schlimme Krankheit meiden!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wintergewitter.

Nach wochenlangem, hartnäckigem Ningen glauben die Frost- und Reifriesen ihn endlich erschlagen zu haben, den rotbärtigen, flammen-sprühenden Donar, und nun türmen sie, froh des gewonnenen Sieges, aus Schnee und Eis ihre schimmernden Burgen und Paläste auf. Aber der Donnerer hat sich vor der Uebermacht der Nordland-reden nur zeitweilig zurückgezogen und eine Zuflucht im Westen, auf dem Meere, gefunden, wohin ihm seine täppischen Gegner nicht zu folgen vermögen. Von dort her unternimmt er, günstige Gelegenheit erspähend, nicht selten kühne Fahrten in sein altes Reich und scheidet die Eindringlinge mit flammenden Hammer-schlägen und dröhnendem Hohngelächter aus ihrer trügerischen Sicherheit empor. Die Menschen aber nennen das ein Wintergewitter und freuen sich der Erscheinung als einer Verheißung künftiger Rückkehr des Lenzes.

Und in der That, es macht einen eignen Eindruck, dasjenige Phänomen, das den Höhepunkt sommerlicher Glut und Schwüle gleichsam verkörpernt darstellt, urplötzlich in der kalten Jahreszeit auftreten zu sehen. Gleichwohl sind diese Wintergewitter für die deutschen Küsten, für große Teile unsres Flachlandes, für Scandinavien und Westeuropa eine seltene Erscheinung. Norwegen empfängt etwa 23 Proz., Westeuropa gegen 20 Proz. feiner elektrischer Entladungen in den Wintermonaten, und auch die Küsten vom Skagerak bis zur Scheldemündung werden vom Dezember bis zum Februar häufig von Gewittern heimgesucht. Seltener treten sie während dieser Zeit an der deutschen Ostseeküste und im Flachlande auf, und je weiter nach Süden, desto mehr verschwinden sie aus den Wetterberichten. So hatte z. B. Bayern während des halben Jahrhunderts 1792 bis 1841 im Dezember nur acht, im Januar sechs und im Februar neun Gewitter; die Beobachtungsreihen des Münchener Observatoriums aus den Jahren 1842 bis 1859 ergaben, daß in diesem Zeitraum die Wintermonate völlig gewitterfrei waren, und ebenso verhielt sich die Sache in Bern. Der gewitterärmste Monat ist der November, ihm folgen in aufsteigender Reihe Januar, März, Oktober, Februar, Dezember, April, mit dem wir schon das Gebiet der Wärmegewitter betreten.

Charakteristisch sind die meteorologischen Begleiterscheinungen der selten vereinzelt, sondern meistens in größerer Anzahl über weite Strecken zerstreut auftretenden Wintergewitter. Eine kurze Uebersicht der bedeutenderen des letztvergangenen Jahrzehnts wird uns den Einblick in die Natur dieser Erscheinung erleichtern.

Nachdem in Deutschland am 10. Dezember 1891 ein ausgedehnteres winterliches Gewitter stattgefunden hatte, trat ein solches erst am 29. Dezember 1894 wieder auf. Am Morgen dieses Tages lag ganz Nord- und Mitteleuropa bis zum Nordrande der Alpen unter einem ungeheuren Luftwirbel, der einen jähen Barometersturz herbeiführte und zwei Centren anwies, in denen der auf Meereshöhe reducierte Luftdruck weniger als 720 Millimeter betrug. Während das eine Centrum geraume Zeit über dem mittleren Norwegen verharrte, tanzte das zweite, das am Morgen des 29. zwischen den Shetlands-Inseln und den Far-Oer lag, dem Sinne des Uhrzeigers entgegen mit ziemlicher Geschwindigkeit um jenes herum und erreichte so über Süd-Norwegen und das Skagerak am Morgen des 30. das südliche Schweden. Auf der Südseite dieser Depression entwickelten sich außerordentlich steile Gradienten, und am 29. bildete die ganze Südhälfte des Depressionsgebietes ein einziges, von England über Mitteleuropa bis nach Finnland reichendes großes Sturmfeld. An einer ganzen Reihe von Punkten wurde dieser gewaltige Luftwirbel von elektrischen Erscheinungen begleitet.

So meldete die deutsche Seewarte für den 29. Dezember von Shtt abends Wetterleuchten, von Helgoland nachmittags Gewitter, von Wilhelmshaven abends Gewitter mit Regen, Hagel und Schnee. In der Nacht zum 30. entlud sich ein Gewitter von kurzer Dauer über der Stadt Köln, zwei Stunden später über Höchst, wo der Blitz zweimal auf dem Terrain der Farbwerke einschlug und mit dem ersten Schläge die elektrischen Feuermelde-Apparate in Thätigkeit setzten. Noch am Mittage des 30. wurde von Gerresheim bei Düsseldorf aus, wie schon tags zuvor von demselben Orte aus, ein Ferngewitter gesehen. Auch an andern Orten trat Wetterleuchten und Blitz auf. Wenn auch die Gewitterthätigkeit der Cyclone vom Ende Dezember 1894 hinter der schon erwähnten vom 11. Dezember 1891 an Intensität zurückbleibt, so weist doch die allgemeine Wetterlage dieser beiden Tage hinsichtlich

der Aufdrück-Verteilung, der Richtung und Stärke des Windes die größte Ähnlichkeit auf. In beiden Fällen entstand das Gewitter bei stürmischer Witterung, indem der Wind auf der Rückseite der Cyclonen von West nach Nordwest herumsprang.

Auch der folgende Winter brachte eine Reihe heftiger, weit ausgedehnter Gewitter-Erscheinungen. Nachdem vereinzelte elektrische Entladungen schon am 3. Dezember an der schleswigschen Nordseeküste, am 4. und 5. längs der ganzen Nordseeküste und im Binnenlande zwischen Grünberg und Frankfurt a. O. stattgefunden, brach das Unwetter in seiner ganzen Schwere am 6. und in der Nacht zum 7. los. Die Nachmittagsstunden des 6. Dezember zwischen 4 und 6 Uhr bezeichneten fast in ganz Deutschland den Zeitpunkt, an dem eine Anzahl von überall nur ziemlich kurzen, aber sehr heftigen Einzelgewittern auftrat, die, ohne Zusammenhang mit einander, vielfach von rasenden Schnees-, Graupel- und Hagelfällen begleitet waren. Zuweilen folgten an denselben Orte in kurzen Zwischenräumen mehrere Gewitterböen, so in Berlin, wo zwischen 12 und 2 Uhr nachts drei von einander unabhängige Gewitterzüge erschienen, und an zwei Stationen Mecklenburgs, wo innerhalb 24 Stunden je acht verschiedene Gewitter gezählt wurden. Ebenso plötzlich stellten sich bedrohliche, glücklicherweise aber ziemlich schnell verlaufende Sturmfluten und Ueberschwemmungen durch Flüsse ein.

Auch dieses Unwetter wurde zunächst durch eine tiefe, schon einige Tage vorher fühlbare Depression im Nordwesten angezeigt, deren Kern am Morgen des 5. Dezember sich auf weniger als 720 Millimeter vertieft hatte, ohne das norwegische Festland zu erreichen. Gleichzeitig lag nördlich von den Pyrenäen ein Hochdruckgebiet, das 772 Millimeter überstieg, so daß die Luftdruck-Differenz zwischen dem mittleren Norwegen und Südfrankreich mehr als 50 Millimeter betrug. Also auch hier ein äußerst steiler Gradient, der überaus heftige Stürme und die geschilderten elektrischen Entladungen im Gefolge hatte. Die Winde wehten vorwiegend aus West und Nordwest.

Müßtern wir nun noch kurz die Wetterberichte der folgenden Jahre, so finden wir zunächst im Jahre 1898 vom 16. bis 18. Februar unter dem Einfluß einer Depression im Nordwesten Europas ein wahres Aprilwetter mit reichen Hagel- und Graupelfällen. Sowohl an der Küste, wie im Binnenlande gab es mehrfach Gewitter, und in verschiedenen Gegenden traten schon ausgebildete Eismassen auf, nicht nur auf Vergaulel, wie dem Brocken, sondern auch auf niedrigen Anhöhen der Ebene. Im Dezember desselben Jahres brachte eine tiefe Barometerdepression, die von den britischen Inseln über die Nordsee nach Norwegen zog, Küstengewitter mit starken Niederschlägen. Im Januar 1899 verursachte ein gleiches Minimum vom 11. an eine allgemeine, eiltägige Regenperiode, während der sich Gewitter von Hamburg bis nach Stuttgart und Karlsruhe erstreckten. Die letzten stärkeren Wintergewitter brachten die Tage vom 26. bis 28. Januar 1901. Auch hier lagerte eine umfangreiche Depression auf dem Ocean und entsandte nach einander vom 19. ab eine größere Anzahl sehr tiefer Minima über England, die Nordsee und Schweden nach der Ostsee. Die Folge derselben waren von stürmischen Westwinden getragene Regenböen, Hagel- und Schneehauer nebst zahlreichen Gewittern.

Von den sommerlichen elektrischen Entladungen unterscheiden sich diese Wintergewitter sowohl ihrem Charakter wie ihrer Entstehung nach. Die Wintergewitter ziehen zumeist sehr niedrig, treten zerstreut und mit sehr heftigen Entladungen auf, halten aber nur kurze Zeit an. Blitzschläge, auch zündende, sind bei ihnen ziemlich häufig, und nicht selten zeigen sich, wie zum Beispiel bei dem erwähnten Winter in Höchst, die sogenannten Kugelblitze. Ihr Hauptbereich liegt bei vorhandenem West oder Nordwest, das Meer nebst den anliegenden Küstenstrichen. Die Sommergewitter dagegen erscheinen mehr landeinwärts, treten zwar nicht selten auch lokal, meist aber mit ungeheurer breiten Fronten über großen Gebieten auf, stehen oft stundenlang tobend auf demselben Fied und reichen mit ihren Wolkengipfeln zu beträchtlichen Höhen empor. Nach ihrer Entstehung bezeichnet man sie als „Wärmegewitter“, da zu ihrer Bildung eine starke Ueberhitzung der unteren ruhigen Luftschichten erforderlich ist, die dann durch eine plötzliche Störung des von der Hitze herbeigeführten labilen Gleichgewichts zu schnellem Emporsteigen gebracht werden, während die kalte und schwerere Luft von oben herabsinkt. Eine ausgesprochen cyclonale oder anticyclonale Bewegung der Atmosphäre ist zur Bildung der Wärmegewitter nicht nötig. Gerade solche Luftwirbel führen aber die Wintergewitter herbei, die man deshalb auch als „Wirbelgewitter“ bezeichnen kann, obwohl Unwetter dieser Art auch im Sommer — und umgekehrt vereinzelte Wärmegewitter auch in der kälteren Jahreszeit möglich sind.

Wirbelgewitter treten dementsprechend bei trübem, unruhigem Wetter und zwar vorzugsweise in der Umgebung der Zugstrichen der Depressionen auf, wo solche sich zu besondrer Tiefe zu entwickeln pflegen, d. h. auf dem Meere und gegen die Küsten hin. Eine ziemlich frequente Bahn barometrischer Minima erstreckt sich von der Südwestküste Islands nördlich von den Schetlands-Inseln und den Färöer über Südskandinavien oder das Skagerak zur Ostsee, und an das Vorwärtsschreiten eines Minimums auf dieser Zugstraße scheinen bei uns die meisten Wintergewitter geknüpft zu sein. Da nun aber nicht alle Cyclone mit Gewittern verbunden sind, so müssen noch besondere Umstände vorhanden sein, die das Entstehen derselben befördern. Welcher Art diese mitwirkenden Faktoren sind, das ist

gegenwärtig noch das alleinige Geheimnis der Wirbelgewitter selbst, und es wird umfassender, sorgfamer Beobachtung bedürfen, um es ihnen zu entreißen. — Hermann Verdrow.

Kleines Heuiletou.

ag. Weiße Schwarzamseln. Man schreibt uns: Die Schwarzamsel hat in den letzten 25—30 Jahren eine einzigartige Umwandlung durchgemacht, indem sie von einem unsrer schärfsten Waldbögel zu einem zutraulichen Park- und Gartenvogel wurde. Ich erinnere mich aus den Tagen meiner Kindheit sehr gut, wie in der wilden Waldregion meiner Heimat an schönen Frühlings- und Frühlingsmorgen neben den kleinen Singvögeln auch die den Amseln verwandten Drosselarten sämtlich bis an den vordersten Rand des von Wiesen begrenzten Waldes kamen und dort ihre Reisen ertönen ließen. Von der Schwarzamsel habe ich das nie beobachtet. Sie blieb stets weit rückwärts im Walde auf einer den übrigen Wald überragenden Tanne sitzen, von wo ihr Gesang als schwaches Echo des Jubels der lauten Schar am Waldesaum herüberklang. Sehr oft habe ich mich, mit aller Vorsicht in den Waldgräben entlang kriechend, bis an den Standort des schönen Sängers angepörscht und mich an seinem Gesang und Anblick ergötzt. Denn gehört hatte ihn jedermann, aber nur wenige konnten sich rühmen, den Schwarzvrod aus nächster Nähe belauscht zu haben. Unter den so, allerdings nur in verhältnismäßig geringer Anzahl beobachteten Vögeln, habe ich nie irgend eine Abweichung von der üblichen schwarzen Färbung wahrgenommen. Desto mehr war ich überrascht, als ich vor einiger Zeit unter den im Victoriapark an Kreuzberg sich aufhaltenden und dort gehalten und gepflegten Amseln ein fast ganz weißes Weibchen sah. Auf meine gelegentliche Frage teilte mir der fremdliche Parkwächter mit, daß dieses abnorm gefärbte Weibchen sich bereits seit Jahren im Parke aufhalte und schon zweimal beim Brüten beobachtet worden sei. Ihre Nachkommenschaft habe jedoch, soweit sich dies feststellen ließ, wieder das normale Federkleid getragen.

Ich neigte nun zu der Ansicht, daß der vorliegende Fall der abnormen Färbung eine völlige Ausnahme darstelle, mußte mich jedoch bald überzeugen, daß diese Annahme irrig war. Da meine sämtlichen Familienmitglieder große Tierfreunde sind, wird den Vögeln im Garten meiner in einem Vorort gelegenen Wohnung während des Winters überreichlich Futter gestreut. Das wissen nicht nur die Spähen, die sich in großer Zahl einfunden und mit ungläublicher Frechheit alles für sich beanspruchen, sondern auch die Waldbögel und vor allem die Schwarzamseln, die sich pünktlich mit dem ersten Schnee oder Frost einstellen und dann bis zum Frühjahr bleiben. Zu diesen sich jeden Tag am gedeckten Tische gütlich thnenden und uns in jedem Exemplar bekannten Amselgästen fand sich plötzlich nach dem letzten großen Schneefall im Februar dieses Jahres, ein Fremdling ein. Es war ein Amselmännchen, ziemlich von derselben Färbung wie das Weibchen im Victoriapark. Körper und Kopf ganz weiß, Schwanz und Flügel weiß gefleckt. Da es nicht zum engeren Verband mit altervorbenen Rechten gehörte, wurde es von seinen Stammesgenossen mit scheelen Augen angesehen und sehr unfreundlich behandelt. Es ersahnte aber trotzdem so viel, als zur Stillung des Hungers notwendig war, und unbekümmert um die feindselige Haltung seiner Sippe fand es sich nun täglich bis zum Eintritt der jetzigen milden Bitterung an den Futterplätzen mit ein. Hoffentlich lebet es auch, wenn es im Laufe des Sommers nicht einem der zahlreichen Feinde der Vogelwelt zum Opfer fällt, im kommenden Winter wieder. —

— Von den ersten Eisenbahnen. In der „Dresl. Zeitung“ lesen wir: Als am 9. April 1833 Dr. Stubbe sich in einer Eingabe um Auswirkung des Privilegiums zur Einrichtung einer Dampfwagenbahn von Raumburg über Halle, Merseburg, Delitzsch, Bitterberg, Potsdam, Berlin, Frankfurt a. O. bis Breslau an das Ministerium des Innern wendete, versprach er, das Postregal nicht beeinträchtigen zu wollen. Der Weg der Dampfwagenbahn sollte wenigstens 1000 Fuß vom damaligen Postwege entfernt liegen und nicht durch Städte gehen. Von Breslau sollte täglich ein Dampfwagen nach Berlin abgehen. Trotz dieser schönen Versprechungen konnte das hohe Ministerium eine vollkommene Ueberzeugung von der allgemeinen Nützlichkeit des beabsichtigten Unternehmens nicht gewinnen“ und befiel sich eine eingehende Prüfung der Angelegenheit vor. Welche merkwürdigen Ansichten damals wissenschaftlich gebildete Männer von den einfachsten mechanischen Vorgängen hatten, beweist eine Denkschrift von Dr. J. Schumann in Berlin vom Jahre 1833. In dieser beweist er dem König und dem Ministerium haarscharf, daß man auf einer wellenförmigen Bahn, wo die Last fortdauernd auf- und abbewegt wird, in bedeutend kürzerer Zeit mit derselben bewegenden Kraft oder in derselben Zeit mit größerer Ersparnis des Transports das selbe Resultat erlangen könne. Er empfiehlt also überall da, wo eine Bahn durch eine vollkommene Ebene geführt werden soll, diese zuvor „in einen hügeligen Boden zu verwandeln“.

Am wunderbarsten muten uns die alten Reglements an, die nach der Inbetriebnahme der ersten Eisenbahnen zum Schutze des Publikums erlassen worden waren. Unter dem Mancherlei, das sich seitdem bewährt hat und beibehalten worden ist, finden wir doch Bestimmungen, die die damalige Betriebsweise und die Gepflogenheiten des

Publikums in ein recht eigentümliches Licht stellen. Im Jahre 1843 berief die preussische Regierung eine Generalversammlung der preussischen Eisenbahnverwaltungen nach Berlin, um über den Erlass eines allgemeinen Bahnpolizei-Reglements zu beraten. Im § 4 des aufgenommenen Protokolls heißt es: „Ueber das Verhalten der Eisenbahnreisenden wurde folgende Bestimmung für nötig erachtet: „Es ist nicht gestattet, während der Fahrt in einem offenen Bahnwagen oder auf einem Oberstege (dem Vordstege, der damals sehr beliebt war) zu stehen. Das Klettern über die Seitenwände der offenen Wagen ist verboten.“ Von einigen Deputierten wurde hierbei bemerkt, daß auf verschiedenen Bahnen Stehplätze beim Personentransport in offenen Wagen beständen, weshalb der Zusatz „außer den zum Stehen eingerichteten Wagen“ beantragt und ebenso für zweckmäßig gehalten wurde, als der von Herrn Hauhecoerne (Rheinbahn) beantragte Zusatz: „Das Nachlaufen zurückgebliebener Personen hinter dem abgehenden Zuge soll polizeilich bestraft werden.“

Lardner gab einige Jahre später in seinem Railway Economy den englischen Reisenden folgende Verhaltensmaßregeln mit auf die Fahrt: „Man sitze nie an einem ungewöhnlichen Platz oder in einer ebensolchen Stellung. Man vermeide es, oben auf den Wagen zu sitzen, denn bei den Fahrten unter Brücken könnten die Köpfe eingeschlagen werden. Wenn aber Reisende oben auf den Wagen Platz genommen haben, so sollen sie vermeiden, Arme und Beine über den Wagen hinaus zu halten. Der Reisende sollte sich ferner seinen Platz in einem Wagen wählen, der sich möglichst in der Mitte des Zuges befindet, denn bei einem Zusammenstoß sind die vordersten und hintersten Wagen der Beschädigung am meisten ausgesetzt. Wenn nämlich ein Zug an einen andren anstößt, so leiden jene vordersten Wagen. Wenn ein Zug aber von einem andren eingeholt und gestossen wird, so leiden jene letzten Wagen Schaden. Fast jeder Zusammenstoß liefert ein Beispiel zur Erläuterung dieser Regel.“ Lardner warnte weiter davor, die Beine unter die gegenüberliegenden Sitze zu strecken, auch sollte man nicht in den Equipagen sitzen bleiben, die auf den offenen Lowries verladen waren.

Kulturgeschichtliches.

— **Kannibalismus in Deutschland.** Die Verwüstung, die der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hat, ist die ärgste gewesen, von der seit der Völkerwanderung ein menschenreiches Land betroffen worden ist. So eindringlich redet keine Kunst des Historikers zu uns, wie der schmutzige urkundliche Bericht einer Frankfurter Zeitung vom 13. März 1636, der ans Licht gebracht hat, daß in den geseigneten Landschaften des südwestlichen Deutschlands, die eine uralte Kultur mit zu den blühendsten Europas gemacht hatte, die unerhörte Not des Daseins die Bewohner zu den Greueln des Kannibalismus, zur Menschenfresserei, hingeführt hat. Es ist ein urkundliches Zeugnis des Rates der Stadt Ruffach im Elsaß, das uns diese Zeitungen aufbewahrt hat, und lautet: „Valentin Englein, Bürger und Totengräber allhie, sagt bei seinem Eid, daß vor acht Tagen zu ihm gekommen sei Agnes Ebsteinerin, Hans Ebsteins seligen Tochter, und ihn mit diesen Worten angerede, sie wäre von Colmar kommen und hätte daselbst etlich Tag aufgewartet, ob sie vom Schinder etwas tot Nothfleisch haben könnte, aber vergeblich, und sei wegen großer Kälte und Hungers halber widerum nach hieso kommen, ihre Totengräber insonderheit zu bitten, ob nicht noch vielleicht ein junger toter unbegrabener Leichnam vorhanden wäre, den wollte sie ohne einiges Scheuen, den großen Hunger zu büßen, mit Lust essen. Weiters bezeugt gedachter Totengräber, daß unlängsten ein Jung und zwei Weiber aus der Nachbarschaft zu ihm kommen und gesagt, daß sie in der Stadt Almosen geheißchen, haben aber nichts bekommen, derowegen ihn gebeten, ob er keinen jungen toten Menschen habe, den sollte er ihnen zu kommen lassen, sie hätten sich schon lange Zeit von Menschenfleisch gesättigt, denn sie wüßten wohl, daß mehrtheils Hunger sterben, dahero sie welches ohne einigen Widerwillen wol essen könnten. Darauf seie er Totengräber auf den Kirchhof an St. Claus' Capell gangen, darinnen er jederzeit die Toten, bis ein guter Teil zusammen kommen und in ein Grub gethan werden, hingestellt, ein Malenschloß angelegt und geförcht, sie möchten die Toten mit Gewalt holen. . .“ (Kölnische Zeitung.)

Völkertumde.

ss. **Zauberlünste bei Naturvölkern.** Im französischen Guyana, besonders im Gebiet des Mana-Flusses herrscht unter den Bewohnern ein sonderbarer Glaube an Zauberei, von dem eine ganze Sekte eine Machtstellung und ihren Lebensunterhalt bezieht. Einen bösen Zauber nennen die Eingeborenen Pia und bezeichnen als Piaieur einen Mann, der einen Menschen zu verhexen und zugleich auch zu heilen vermag. Eine Anzahl von Leuten genießt einen großen Ruf in der Zauberei und ist dadurch zwar nicht beliebt, aber gefürchtet. Jedenfalls giebt er Gelegenheit, viel Geld zu verdienen, da sie sich ihre Dienste als Zauberer immer reichlich bezahlen lassen. Einige unter ihnen genießen einen besonderen Ruf, indem ihre geheime Macht für größer gilt als die ihrer Kollegen, so daß sie schlimmeres Uebel zufügen, aber auch einen von anderer Seite ausgehenden Zauber schneller und gründlicher unschädlich machen können. Es ist anerkennend und für die Völkertumde interessant, daß eine ganz ähnliche Sekte von Zauberern unter den Negern am Senegal in Afrika besteht, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der Glaube an die Zauberei und ihre Priester durch Negersklaven nach Guyana

herübergebracht worden ist. Am Manafluß wurde nämlich im Jahre 1835 von 550 Schwarzen, die von Sklavenhändlern gefangen und unmittelbar aus Afrika nach Amerika hinübergeschafft waren, eine Ansiedelung begründet. Von diesen ersten Kolonisten leben noch heute einige, die im Alter von 12 bis 14 Jahren verschleppt worden sind und sich ihrer Jugend auf der afrikanischen Erde noch wohl erinnern. In den ersten Jahren traten sie mit den übrigen Völkern von Guyana nicht in Verbindung, und daher haben sie wahrscheinlich ihren väterlichen Glauben an die Zauberei derart bewahrt. Uebrigens schreiben sie ihren Zauberern auch die Macht zu, sich in alle möglichen Gestalten verwandeln zu können, nicht nur in Tiere wie Katzen, Hunde oder dergleichen, sondern auch in leblose Gegenstände, in Steine, in Feuer usw. Und nicht nur die Unwissenden unter dem Volk, die nichts von der Kultur angenommen haben, sondern auch ziemlich gebildete Kreolen haben sich von dem Aberglauben an die Zauberei nicht losmachen können und nehmen keinen Anstand, sich nötigenfalls zunächst an einen Zauberer um Rat zu wenden. Besonders gelten ihnen schwere Krankheiten wie der Ausatz als die Folgen einer Hexerei; die unglücklichen Kranken geben sich daher den Zauberern in die Hände und wenden sich an einen wirklichen Arzt erst dann, wenn jene alle ihre Künste erschöpft haben. Daher kann das Lepra-Heim, das von den Franzosen in Guyana begründet worden ist, die Eingeborenen in der Regel immer erst in trostloser Verfassung aufnehmen.

Physiologisches.

— **Empfindungsvermögen der menschlichen Zähne.** Gelegentlich der Neuauflage des Handbuchs der Zahnheilkunde, für das Prof. J. Steiner in Köln vor 10 Jahren die Physiologie der Mundhöhle geschrieben hat, sind jetzt von ihm eine Anzahl Versuche über das oben angegebene Thema angestellt worden. Es handelt sich um die Berührung-, respektive Tastempfindung, sowie um die Wärmempfindung der Oberfläche des gesunden Zahnes; leicht kann daneben auch seine Orts- und Schmerzempfindung untersucht werden. Dazu gehört vor allem ein gutes Gebiß und ein intelligenter Mensch, der die Empfindungen auch deutlich zu beurteilen vermag. Diese Bedingungen erfüllte, wie wir in der „Rhein.-Westf. Z.“ lesen, ein junger Zahnstudierender von 20 Jahren, an dem die folgenden Versuche angestellt wurden. Es werden die vier oberen Schneidezähne benutzt, welche aus einem Fenster heraussehen, das in einen feststehenden Abguss (von Stenzmasse) der oberen Zahnreihe geschnitten worden ist, um alle unbeabsichtigten seitlichen Berührungen des Zahnfleischs zu verhüten. Vorsichtshalber wurden auch noch die Lippen verbunden, und als Signal für den Eintritt einer Empfindung sollte der eine Arm gehoben werden. Wenn man unter solchen Bedingungen einen Zahn leicht mit einem kleinen Wattebausch berührt, den man mit einer Pinzette hält, so wird die Berührung niemals gefühlt. Meist man aber bei dieser Berührung etwas mehr Druck aus, so wird sie gefühlt. Ebenso fühlt man das leichte Streichen des Zahnes mit der Spitze des Fingers oder mit der planen Querschnittsfläche eines Glasstabes, der hierfür passend hergerichtet worden ist. Am instruktivsten ist wohl folgender Versuch: Man nimmt ein kleines Stück von gewöhnlichem Schiefertafelschwamm, der in trockenem Zustande etwas rauß ist (ohne indes scharfe Kalkteilchen einzuschließen), und fahet mit demselben ganz leicht über den Zahn; diese Berührung wird stets empfunden. Macht man den Schwamm aber feucht und dadurch weich, so wird die Berührung nicht gefühlt. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß die Oberfläche des unverletzten Zahnes deutliche Tastempfindung besitzt, die, wie ja a priori zu erwarten stand, weniger fein sein mußte, als jene des Zahnfleischs und der Mundschleimhaut, welche die feinste Berührung des Wattebauschs empfinden — ganz abgesehen von der Empfindlichkeit der äußeren Haut.

Notizen.

- Max Halbe hat ein neues fünftätiges Schauspiel vollendet.
- Strindbergs Doppel drama „Totentanz“ wird am Ostermontag in einer Matinee des Residenz-Theaters in Scene gehen.
- „Schall und Rauch“ beabsichtigt mehrere Einakter des Dänen Gustav Wied aufzuführen; den Anfang soll das Satyrspiel „Frau Mimi“, in der Bearbeitung von Ida Jacob-Anders, machen.
- Die diesjährigen Klassiker-Festspiele in Düsseldorf werden am 1. Juli mit „Macbeth“ eröffnet. Max Grube leitet die Aufführungen, für die diesmal nur Werke von Shakespeare in Aussicht genommen sind.
- Eine neue Sinfonie von Hans Hermann wurde bei ihrer ersten Aufführung in Varmen beifällig aufgenommen.
- Wagner'sche Opern haben im Theaterjahr 1900/1901 auf deutschen Bühnen 1300 Aufführungen erlebt. Davon entfallen auf „Lohengrin“ 285, auf „Lambäuer“ 266, auf die „Meistersinger“ 163, auf den „Fliegenden Holländer“ 148, auf die „Walküre“ 123 Abende.